

1. Sonntag nach Trinitatis (18.6.2017) – Johannes 5, 39-47

Liebe Hochschulgemeinde, liebe Gäste, besonders liebe singende Gäste,

kennen Sie das andere Paris? Ich meine die Pariser Unterwelt. Also nicht die der Verbrecher, sondern die der Toten. Die gibt es wirklich und die kann man sogar besuchen. Sie liegt in den Außenbezirken, dort, wo schon die Römer die Steine für den Bau der Stadt gebrochen haben und andere nach ihnen. Als man im 19. Jahrhundert das neue Paris baute, löste man alle Friedhöfe auf, die seit dem Mittelalter um die großen Kirchen der Stadt herum bestanden. Die Gebeine brachte man in die unterirdischen Steinbrüche. Sorgfältig nach Friedhöfen geordnet, sind dort Knochen und Schädel Halle für Halle bis an die Decke gestapelt. Unter der Stadt der Lebenden, die längst bis hier hinaus gewachsen ist, ruhen die Gebeine der Toten. Und da liegt die Geschichte Frankreichs, denn kleine Tafeln geben nicht nur die Namen der Friedhöfe an, sondern auch, welche prominenten Toten dort beerdigt waren. Da ist Madame de Pompadour darunter, Robespierre, aber auch die Karmeliterinnen, die man auf der Guillotine hingerichtet hatte. Man kann nur nicht erkennen, wer wer ist. Auch die Prominentesten sind namenlos. Die Knochen der königlichen Mätresse und des grausamen Schlächters der Revolution, die Gebeine der frommen Nonnen, die für ihren Glauben starben – für Menschen sind sie nicht mehr zu unterscheiden voneinander und von den vielen Unbedeutenden, die in Paris gelebt haben, starben und begraben wurden. Es ist beklemmend und wird immer beklemmender, wenn die Gelasse voller Gebeine gar nicht enden wollen. Unsere kleine Kollegengruppe wurden immer stiller, nur noch schweres Atmen war hörbar, in den Gesichtern malte sich Erschrecken, jeder rang um Fassung. Am Ende dann eine steinerne Tafel: "Ihr verdorrten Gebeine, höret des HERRN Wort! So spricht Gott der HERR zu diesen Gebeinen: Siehe, ich will Odem in euch bringen, dass ihr wieder lebendig werdet. Ich will euch Sehnen geben und lasse Fleisch über euch wachsen und überziehe euch mit Haut und will euch Odem geben, dass ihr wieder lebendig werdet; und ihr sollt erfahren, dass ich der HERR bin." Ezechiel 37, 5-6, hebräische Bibel. Ich konnte nur noch

wortlos darauf deuten, es gab nicht mehr zu sagen. Wenn dort unten einmal im Jahr eine katholische Totenmesse gelesen wird, dann spricht sicherlich niemand beiläufig die Schlussworte des großen ökumenischen Glaubensbekenntnisses der Christenheit: "Wir erwarten die Auferstehung der Toten und das Leben der kommenden Welt. Amen." Sollte ich einmal an Allerseelen in Paris sein, dann möchte ich zu dieser Messe gehen. Das ist die große Münze der Hoffnung. Manchmal braucht man sie. Oder vielmehr: Ich brauche sie. Denn um ehrlich zu sein, die Jugendlichen, die blöde Sprüche gerissen haben da unten, die gab es auch. Aber mir war nicht mal danach, sie zurechtzuweisen. Denn hinter den albernen Bemerkungen war die totale Hilflosigkeit spürbar. Sie haben mir nur Leid getan. Manches erledigt sich von selber.

So ist es auch mit dem Predigttext. Auf die große Münze, auf das Leben der kommenden Welt, warten wir alle noch, Juden wie Christen und übrigens auch die Muslime. Da leben wir alle von der Hoffnung. Man könnte es natürlich auch noch ganz anders ausdrücken, nämlich so wie ein israelischer Unternehmer, dem ich mich mal als eventuelle Messehostess vorgestellt habe. Sein trockener Kommentar war: "Ich nehme Sie. Ihr seid sowieso die besten Verkäufer. Ihr schafft es sogar, den Leuten etwas zu verkaufen, was gar nicht da ist." Ich würde heute sagen: "was *noch* nicht da ist" – aber ich muss zugeben, wenn in Zukunft in einer ähnlichen Situation jemand nicht sicher war, ob er mit mir etwas anfangen kann, dann habe ich diesen Spruch zitiert – und er hat immer gewirkt. Erfolgsquote 100 Prozent. Das kann ich von anderen Anträgen oder auch Bewerbungen nicht im Entferntesten behaupten. Heute würde ich mit dem Unternehmer von damals gerne nochmals reden, über diesen Predigttext. Die Idee kam mir leider nur zu spät für die Umsetzung. Erst beim Schreiben der Predigt keimte bei mir nämlich der Gedanke auf, dass es in dem, was Jesus da nach dem Evangelientext in einer ziemlichen Schärfe sagt, darum gehen könnte, dass unsere Glaubwürdigkeit, was die großen, die überweltlichen Hoffnungen des Lebens angeht, damit zusammenhängen könnte, wie wir mit den kleinen, den konkreten und alltäglichen Hoffnungen der religiös weniger Gebildeten und

Einflussreichen umgehen. Das kann man am besten im Nachhinein sehen, also besonders dann, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. Die Anklagebank der Geschichte, der eigenen Nachkommen, ist wirkungsvoller als die eines Außenstehenden und wirkungsvoller als Warnungen sowieso.

Am ganz konkreten Beispiel: Wenn jüdische Historiker heute – und es ist mein aktueller Job, davon etwas zu verstehen und es Studenten beizubringen – einen Zeitraum in 3.000 Jahren jüdischer Geschichte nennen sollten, in denen nicht das Volk selber versagt oder, mit mehr biblischen Termini "gesündigt" hat, sondern in denen die politische und geistige Führung des Volkes ein Desaster angerichtet hat, dann würden sie übereinstimmend diesen Zeitraum am Ende des Zweiten Tempels bis zur Niederschlagung des Bar-Kochba-Aufstandes, des letzten großen messianischen Aufstandes, nennen. Götzendienst des Volkes als Grund für die Zerstörung des Zweiten Tempels wie für die Zerstörung des Ersten Tempels – das stimmt schlicht nicht, ganz genau das Gegenteil. Was aber zutrifft ist, dass die politischen und die geistigen Eliten des Volkes, die Sadduzäer und die Pharisäer, miteinander zerstritten waren und letztere auch noch untereinander in zwei Rechtsschulen zerfielen. Mit diesen Details muss man sich jetzt nicht auskennen, aber die Folge war, dass jüdisches Recht damals uneinheitlicher war als später in Zeiten der völligen Diaspora. Und Menschen, die sich selbst zum Messias erklärten, gewaltbereite Anhänger um sich scharten und den nächsten kleineren oder größeren Aufstand anzettelten, die gab es praktisch am laufenden Meter. Und die Eliten mischten immer irgendwie mit – für den realpolitisch geschulten Blick offensichtlich in der Hoffnung, in einem eigenen Staat, den so ein Messias dann wieder schaffen sollte, noch mehr Macht zu gewinnen als ihnen die Römer gelassen hatten. Wobei Letzteres gar nicht so wenig war. Gerade bei der Lektüre der Jerusalem-Biographie des renommierten jüdischen Historikers Simon Sebag Montefiore, spannender als jeder Krimi, beschlich mich das Gefühl, dass die vielgeschmähten Römer doch sehr tolerant und geduldig waren und wie eigentlich überhaupt jemand auf die Idee kommen konnte, dass das alles dauerhaft

gut gehen könnte. Wahrscheinlich wirklich nur, weil die Mischung von religiösen Erwartungen, die man mehr hinein- als herausgelesen hat, mit eigenen kurzfristigen Ambitionen den Realitätssinn total vernebelt hat. Und für viele gutgläubige Landsleute wurde diese Mischung dann zum tödlichen Giftcocktail. Die Aufstände und Kriege waren blutig ohne Ende, die Pferde der Römer wateten im Blut, bevor die religiöse Elite des Judentums sich von dieser Art von Messiasvorstellung verabschiedete. Wenn jemand bei so einer Art von Nächstenliebe dann anfängt, an der Gottesliebe zu zweifeln, dann kann man das verstehen.

Was hätte nun Jesus anders gemacht? Wir wissen es nicht. Wahrscheinlich ist die Frage schon häretisch, für die Theologen ziemlich sicher und für Historiker jenseits von Alexander Demandt eher auch. Aber man kann ja trotzdem mal spekulieren. Vielleicht hätte er das gemacht, was die jüdische Führung danach gemacht hat: sich mit den Römern arrangiert, fast staatliche Strukturen mit eigenem, einheitlichem Recht und eigenen, übrigens freiwilligen Steuern aufgebaut und dem Volk Zeiten beschert, die im Nachhinein als zwar nicht goldene, aber sozusagen vergoldete Zeiten gelten. Aber nur so lange währten, bis die Christen im Römischen Reich ans Ruder kamen. Dass es den unverständigen, lieblosen Juden so gut ging, das durfte nicht sein. Das hatten die nicht verdient. Ich glaube, da hatten die Christen Jesus gründlich falsch verstanden. Verurteilt hatte er etwas, was sich als gemeinsamer Gottesglaube ausgibt, aber am Ende de facto die eigenen Leute (und viele andere nebenbei auch noch) egoistischen Vorstellungen und Interessen opfert. Das Problem ist nur: So etwas erkennt man immer leichter an anderen als an sich selber. Und wenn man es an sich selber erkennt, dann eher im Nachhinein, wenn man die Menschen selber oder vielleicht auch nur ihr Gottvertrauen totgeschlagen hat. An dieser Tragödie hat sich in 2.000 Jahren des Christentums und dann des Islam wenig geändert, leider. Und die Juden haben wenigstens ihre eigene Fortexistenz als Grundlage der Hoffnung, dass Gott am Ende das Steuer doch noch herumreißen wird - wie genau, das wissen wir alle nicht, denn auch Hoffnungstexte sind und bleiben interpretierbar. Aber wir brauchen sie trotzdem. Finde ich wenigstens.